

herumstreichenden Komödiantinnen, die sich in einer Scheune ankleiden“, „Eine Mitternachtsunterhaltung“, „Die vier Jahreszeiten“, die 6 Blätter „Der Weg der Buhlerin“, die 8 Blätter „Der Weg des Liederlichen“, die 6 Blätter „Fleiß und Faulheit“, — unerbittlich (aus Güte) Lichtenberg wie Hogarth. EK

### Dialektische Selbstbesinnung

Karl Barth: „Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert. Ihre Vorgeschichte und ihre Geschichte.“ Evangelischer Verlag AG., Zollikon/Zürich 1947, 611 Seiten.

Als Karl Barth im Jahre 1919 mit seinem Römerbrief-Kommentar hervortrat, begann eine neue Phase der protestantischen Theologie. Sie war gekennzeichnet durch Radikalität in der theologischen Fragestellung, durch Kritik an der bisherigen Theologie und durch eine gewagte Dialektik der Methode. Das führte später bei den Jüngern des Meisters nicht selten zu einer anmaßenden Haltung gegenüber der theologischen Vergangenheit. Heute warnt der sechzigjährige Barth die jungen Theologen mit einem Wort des alten Luther: „Den Cicero in seinen Briefen versteht niemand, als wer zwanzig Jahre im Leben eines großen Staates mitgetan hat. Die Heilige Schrift meine niemand genügend gekostet zu haben, als wer hundert Jahre mit den Propheten Kirchen regiert hat und für die Kirche verantwortlich gewesen ist.“

Man darf diese Geschichte der Theologie des Neunzehnten Jahrhunderts als ein Ereignis der Wissenschaft und als eine der bedeutendsten Leistungen der letzten Jahrzehnte bezeichnen. Barth beginnt mit einer meisterhaften Analyse des Menschen des Achtzehnten Jahrhunderts. Das eindringliche Kapitel über Mozart verdient besondere Aufmerksamkeit, weil bei dieser Musik in der Tat einer der wenigen positiven Ansatzpunkte für eine Analyse jenes Jahrhunderts liegt. Denn dieses Jahrhundert ist nicht nur Aufklärung. Dennoch liegt gerade im Glauben an die Allmacht der Vernunft der eigentliche Impuls für die weitere Entwicklung. Das Achtzehnte Jahrhundert will „das Problem der Theologie humanisieren, 1. um seine Verstaatlichung, 2. um seine Verbürgerlichung und Moralisierung, 3. um

seine Verwissenschaftlichung oder Philosophierung, 4. um seine Individualisierung oder Verinnerlichung“ zu erreichen. In den Kapiteln über Rousseau, Lessing, Kant, Herder, Novalis und Hegel liegt sodann das eigentliche Gewicht des Buches. Mit einer bewundernswerten Präzision wird aus dem Lebenswerk dieser Männer die theologische Frage herausgearbeitet. Jedes Kapitel ist ein Meisterwerk für sich. Selten ist Kant in seiner theologischen Bedeutung so klar gesehen worden, seine scharfe, nicht ohne Ironie durchgeführte Unterscheidung von Philosophie und Theologie, sein Begriff der Kirche. Hier und da möchten wir freilich ein Fragezeichen setzen. So wenn Barth erklärt, Kant habe — wenigstens in seiner Religionsphilosophie — eine katholische und „dezidiert nicht-reformatorische Gnadenlehre“ vertreten. „Wo sollte eine Heilslehre, die Anthropologie und nur Anthropologie, wenn auch auf dem Hintergrunde einer ethisch begründeten Metaphysik, sein will — wo sollte sie anders endigen können, als bei der doppelten Möglichkeit der römisch-katholischen Heilslehre.“ Aber sollte der katholische Theologe nicht doch bei diesen Sätzen nachdenklich werden, da er gewohnt ist, Kant gerade als den typischen Protestanten zu sehen? Denn — trotz unserm Fragezeichen — diese Deutung Barths hat ihre relative Wahrheit: nämlich in Hinsicht auf die Zeitgenossen des Philosophen. Barth fragt mit Recht, „ob Kant nicht besser als Herder verstanden hat, was Theologie allenfalls im reinen Gegensatz zum reinen Rationalismus sein könnte... Wie anders würden die Dinge aussehen, wenn man von Herder, dem Inaugurator der typischen Theologie des Neunzehnten Jahrhunderts vor ihrer Inauguration durch Schleiermacher, auch sagen könnte, daß er verstanden habe, was Kirche und was Gnade ist!“

Barths Größe liegt in seiner Dialektik. Eben deshalb vergreift er sich leicht dort, wo er ihre Ebene verläßt. So heißt es in der unvergleichlichen Darstellung des Novalis einmal: „Im Rahmen der Mariologie hat eben auch die katholische Kirchenlehre ... den Rahmen der uralten und immer neuen Immanenzreligion, die vor hundert Jahren Romantik hieß, noch nicht gesprengt.“ Die Dialektik ermöglicht nicht-

nur in ... lüffenden Ausblicke, sie vermindert andererseits auch die Erkenntnis bestimmter Wahrheiten. Es ist für die Dialektik Barths kennzeichnend, daß er der liberalen Theologie vorwirft, sie verhalte sich dem Katholischen gegenüber zu positiv. Das ist eine Kritik sowohl an der liberalen als auch an der katholischen Theologie. Aber die liberale Theologie konnte deshalb hin und wieder zum Katholizismus neigen, weil sie so weit von der katholischen Theologie entfernt war. Barth hingegen ist „dezidiert“ Anti-Katholik, und zwar so sehr, daß er, selbst wenn er sich einmal positiv über die katholische Theologie äußern möchte, es mit ungewollter Ironie tut, — weil er nämlich der katholischen Theologie in manchen Fragen sehr nahe steht.

Der Dialektiker Barth erwartet natürlich vom „Kirchenvater“ der Dialektik Hegel, daß seine große Zeit noch kommen wird. Auch Thomas von Aquin habe seine heutige Stellung in der katholischen Theologie erst nach Jahrhunderten errungen. Und Hegels Philosophie ist in der Tat bei weitem nicht erledigt. Um sie ganz ausschöpfen zu können, wird es gut sein, daß wir uns die Voraussetzung Barths zu Herzen machen: „Die Wahrheit ist sein Gott, dem er sich nicht entziehen darf, wenn er nicht aufhören soll, Mensch zu sein... Das war der Anspruch, den Hegel dem modernen Menschen mit einer Wucht entgegenschleudert hat, wie es jedenfalls von der Theologie aus seit Jahrhunderten keiner mehr getan hatte, obwohl doch gerade das ein zutiefst theologischer Anspruch war.“ Den folgenden Appell können wir nur mit Vorbehalten unterschreiben: „Auch die Theologie und gerade die Theologie war und ist durch Hegel... erinnert an die Möglichkeit, daß die Wahrheit Geschichte, Ereignis sein könnte, daß sie sich je und je in Aktualität und nicht anders zu erkennen und zu finden geben könnte... Sie konnte sich durch Hegel daran erinnern lassen, daß die Erkenntnisquelle der reformatorischen Theologie jedenfalls das Wort gewesen war, das Wort Gottes, das Wort der Wahrheit — das heißt aber jedenfalls auch: das Ereignis Gottes, das Ereignis der Wahrheit...“ Freilich, wer würde Barth nicht folgen, wenn er dann fragt: „Hätte sich die

Theologie nicht durch das, was Hegel ihr sagte, und über das hinaus, was er ihr sagte, an den biblischen Begriff der Offenbarung, an den Gott, der nur als der lebendige Gott sich zu erkennen gibt und erkannt werden kann, erinnern lassen müssen?“

Die eigentliche Theologie des Neunzehnten Jahrhunderts beginnt mit Schleiermacher, den Barth in der Mitte des Buches erreicht. Mehr als die Hälfte des umfangreichen Werkes dient also der Einleitung und Wegbereitung. Was nun folgt, ist mehr die Summe aus dem Vorhergehenden als eine neue Analyse: Die Theologie hat sich selbst verraten, aber die theologische Frage ist lebendig geblieben. Angesichts des Versagens der Theologie stellt Barth die entscheidende Gewissensfrage, die nicht nur die protestantische Theologie angeht: „Das kopernikanische Weltbild brauchte wahrlich kein Kommando für die Theologie zu bedeuten, daß sie inskünftig anthropologische Theologie zu sein habe. Es wäre vielleicht charaktvoller und zugleich klüger gewesen, gerade jetzt, gerade in lehrreicher Opposition zum Zuge der Zeit, die reformatorische Theologie des Wortes erst recht aufzunehmen und durchzuführen. Sie war ja als solche wahrlich nicht durch das ptolemäische Weltbild begründet und bedingt gewesen, und als reine Theologie des Wortes bot sie Gelegenheit genug, dem Anliegen der Zeit durch eine rechtschaffene Lehre vom heiligen Geist und vom Glauben gerecht zu werden. Es war zweideutig, wenn die Theologie, wie es tatsächlich geschah, den Ruf der Zeit selbstverständlich als Kommando auffaßte, wenn sie nicht anders konnte, als dem Anliegen der Zeit dadurch gerecht zu werden, daß sie der Veränderung des Weltbildes folgend, anthropozentrisch wurde.“

Die weitere Beleuchtung der Theologie des Neunzehnten Jahrhunderts bietet noch Überraschungen genug. So im Kapitel über David Friedrich Strauß und sein „Leben Jesu“, so in der Auseinandersetzung mit Blumhardt und seiner Neigung für Rom, für die Ohrenbeichte. Aber Barth ist „in allen Stücken bescheidener“ geworden als er es früher einmal war.

*Walter Weymann-Weyhe, Frankfurt.*